

Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber: Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band: 3 (1935)
Heft: 7

Artikel: Der Prozess Oscar Wilde
Autor: Rheiner, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-566912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Prozess Oscar Wilde

3 Akte von Maurice Rostand, im Theater de l'oeuvre, Paris.

Ein mutiges Stück, sehr mutig! Der Stoff mußte den Verfasser locken. Und der Geist Oscar Wildes, mehr als in einer Beziehung hassenswert und zynisch bis zum Abscheulichen, beherrscht diese drei Akte der Rede und Gegenrede, welche zwischen skandalösen Paradoxen und Amoralität schwanken. Ein verlockender Stoff. Maurice Rostand hat ihn mit einer solchen Geschicklichkeit behandelt, daß das große Publikum dieses Werk ohne Zweifel mit Begeisterung aufnehmen wird. Auch der sich dagegen Sträubende wird ihm die Achtung nicht versagen können.

Der erste Akt. Ein Privatsalon in London. Orchideen auf einem Tisch, ein diskreter Oberkellner. Die Liebe, die ihren Namen nicht zu sagen wagt, erscheint: Wilde, schwammig, alternd, elegant, in einem weiten Abendmantel, begleitet von Lord Alfred Douglas, schön wie ein zweifelhafter Gott. Dieser Douglas ist Dorian Gray in Person. Er spricht mit hübschen Bewegungen seines etwas zu schön gezeichneten Mundes ein Gedicht zum Ruhme einer noch verbotenen Liebe.

Die beiden Bilder des zweiten Aktes sind den beiden Prozessen Wildes gewidmet: dem, den er dem Vater des Lord Alfred Douglas wegen Verleumdung anhängt — und den er verliert, und jenem, den britische Moral ihrerseits Wilde, dem Liebhaber der Schönheit, anhängt — und den sie gewinnt. Die Antworten Oscar Wildes vor dem Richter sind authentisch und wörtlich dem Prozeß entnommen, der mit der Verurteilung Wildes zu zwei Jahren harter Arbeit im Zuchthaus zu Reading endet.

Er war mir der dunkelste und der hellste Wein...! „Ich ziehe ein Gespräch mit einem jungen Manne jedem anderen Vergnügen vor!“ So spricht Wilde von Alfred Douglas. Man könnte glauben, den persischen Dichter Saadi zu hören. —

Wilde verachtete leider nicht den letzten Abschaum einer unerhörten Prostitution. Als seine Richter ihm seine Intimitäten mit dieser inferioren Klasse vorwarfen — „Sie nannten Sie Oscar!“ — antwortete Wilde: „Von einer gewissen Berühmtheit an zählt die Standesbezeichnung nicht mehr. Man sagt Victor Hugo und Victoria!“ Und weiter verteidigte er sich: „Ich ziehe die Diensthofen ihren Herren vor, denn sie tragen ihre alten Kleider mit mehr Eleganz...“ Während der ganzen Zeit erhebt sich auf der Zeugenbank keine einzige Stimme zu seinen Gunsten. —

Douglas ist verschwunden. Nur die Gefährten eines zufälligen Glückes sind da und werfen, ermutigt durch die Polizei, ein zu grelles Licht auf die tiefere Bedeutung, die der Dichter dem Wort „Schönheit“ gibt. Stumm hört Wilde dem Lärm zu, den der Dreck, mit dem man ihn überschwemmt, macht. Seine Gedanken sind anderswo, seit Douglas ihn verlassen hat... Aber in einem letzten Aufschrei ruft er den Richtern zu: „Unfruchtbar sind nur die Küsse, die man ohne Liebe tauscht!“ Einsam, allein gelassen von allen im Gerichtssaal, zittert er plötzlich: „Mein Leben ist in den Händen einer handvoll Männer, die nichts von der Schönheit verstehen, die nichts davon verstehen wollen, die nichts davon verstehen können.“

Zum ersten Male in meinem Leben habe ich Angst... Angst... Angst... Denn wenn man an ein durchschnittliches Urteil appelliert, triumphiert immer die Mittelmäßigkeit.“

Der dritte Akt, das ist im Zuchthaus von Reading. Wilde, im Sträflingsanzug, schwer herabgekommen, gealtert, krank. Die Finger verwundet durch die Arbeit mit Seilen, zu der er gezwungen ist. Man sieht auf seinem Gesicht, daß er in der Hölle war. In einer letzten Besorgnis um Eleganz, zieht er — wenn er allein ist — aus seiner Weste ein rotes Seidentuch und schlägt es um seinen Hals, um sich zu schmücken. Ein Freund, ein normaler Freund, der ihn nicht verlassen hat, besucht ihn.

Und hier beginnt die Verteidigungsrede, zu der das ganze Werk Rostands neigt. „Man hat mir in Frankreich vergeben, weil ich kein Franzose bin.“ Eine Bittschrift für seine Freilassung ist von französischen Künstlern und Schriftstellern unterzeichnet worden. Aber François Coppé hat nur unter der Bedingung unterzeichnet, daß seinem Namen die Bemerkung folgt: „Mitglied des Tierschutzvereins“, und Jean Lorraine findet das Eintreten für ihn ein bißchen kompromittierend. Oscar Wilde hat seinen herrlichen Gleichmut fallen lassen, der seine Richter zur Verzweiflung brachte: er leidet. „Ich weiß“, sagt er, von seinem Gefühlsleben, sprechend, „ich weiß, daß dies die Liebe war, wie ich weiß, daß dies ein Gefängnis ist! Die natürliche, zweckhafte Liebe! Sprecht so vor Frauenärzten, aber nicht vor Liebenden! Wo sind die Kinder von Romeo und Julia, von Tristan und Isolde? Und kennen Sie andere Kinder von Musset und George Sand als „Les Nuits“ und „Les souvenirs“?

Aber in seinem zerrissenen Herzen lebt immer noch die Liebe für Alfred Douglas, der sich undankbar wie eine kleine Frau erwies. Er weint über seine Verlassenheit. — Der Wächter meldet ihm einen Besuch an; es ist zu spät, um ihn in seine Zelle zu lassen, er kann mit ihm durch die Türe sprechen. „Ein Besuch, Herr Wilde“, sagt der Wächter, „der Ihnen viel Freude bereiten wird.“ Wilde ist übergelukkig, er ist glücklich bis zum Leiden. Das kann niemand sein als „er“. Und das Gesicht angsterfüllt zu der geschlossenen Türe gewendet, erwartet er mit seinem ganzen Wesen die Stimme... es ist eine Frauenstimme... die seiner Mutter... Der ekstatische Schmerz verzerrt ihn zur Grimasse, die Tränen der Enttäuschung rinne über sein Gesicht. Und Wilde, der ohne Zweifel niemals jemand anders geliebt hat, als sich selbst, hört kniend, die Arme in Kreuzesform gespannt, erlöst, seine Mutter, die ihm zuruft: „... und ich bin stolz, die Mutter von Oscar Wilde zu sein!“

Niemand als Harry Baur konnte wohl besser alle Abgründe und alle Schönheiten der kranken Seele dieses Dichters gestalten. André Fouché ist Lord Alfred Douglas, „die Liebe, die ihren Namen nicht zu sagen wagt.“ Er hat es nicht nötig, es genügt, daß er erscheint. Jedermann erkennt ihn.

Das beste Stück von Maurice Rostand. Ein mutiges Stück. Aber welch ein gefährliches Plädoyer!

Arnolphe.

Wir entnehmen diesen Aufsatz der französischen Zeitschrift „Vu“. Wir haben dazu nicht mehr viel zu sagen. Den Gebildeten unter unseren Lesern wird die Freundschaft Oscar Wilde-Alfred Douglas, um die Jahrhundertwende, aus der leider eine Skandalaffäre größten Stils wurde, längst bekannt sein. Auch die tieferen Hintergründe sind durch Wildes „Epistola“, die er im Gefängnis schrieb, durch das Buch von Frank Harris und durch den mißlungenen Verteidigungsversuch Douglas' selbst, den meisten von uns bekannt. Es ist für uns nur außerordentlich erfreulich, von jenseits der Grenzpfähle nicht nur von Hunderten von Verhaftungen zu hören, die deshalb sinnlos sind, weil sie die homoerotische Neigung nie auszurotten vermögen, weil unsere Art ja ohne Vererbung, ohne Verführung, ohne Uebersättigung am anderen Geschlecht doch immer wieder hervorbricht. Wir freuen uns darüber, daß ein französischer Dichter und eine franz. Bühne das Problem (das ja nur so lange eines ist, als Denkfaulheit und Unwissenheit eines daraus machen) so freimütig zur Diskussion stellen. Wir gehen mit dem französischen Berichterstatte nur nicht darin einig, daß das Werk Rostands ein gefährliches Plädoyer bedeute. Gewiß hat Wilde vieles selbst ver-

schuldet; wer die Berührung mit dem Abschaum der Gosse nicht scheut, muß damit rechnen, daß er ihn eines Tages in den Schlamm herunterreißt. Wilde erkennt es erst im Gerichtssaal, und in der Zelle von Reading fühlt er erst, daß auch die homoerotische Liebe kein Spiel der Laune, kein interessantes, blasirtes Getändel ist, keine perverse Modesache... als er um Alfred Douglas weint, weiß er in seiner Einsamkeit, daß er um dieses Menschen Besitz ärmer ist, daß die Hälfte seines Wesens ihn verließ... Wir kennen aus Berichten sein grauenhaftes Sterben in einem elenden Pariser Hotelzimmer und wir wissen, daß Oscar Wilde furchtbar bezahlen mußte, was er am reinen Gefühl gesündigt hatte. Und deshalb glauben wir auch, daß das bitter-ernste Schauspiel seines Lebens auf der Bühne kein gefährliches Plädoyer, auch nicht für den unmündigen Menschen, bedeuten kann. — Dieses neue Werk des französischen Dichters kann nur etwas ungeheuer Wertvolles schaffen: der großen Masse endlich die wirklichen Zusammenhänge unserer Art aufzeigen und den ungeheuren Wust und Ballast von längst überholten Vorurteilen und Anschauungen endgültig zerstören. —

Rudolf Rheiner.

„Die Seite unserer Frauen!“

MEINE SCHULD.

Novelle von Marie Glöckler.

„Annelies schau mich an!“

Langsam hob sie ihr liebes Gesicht zu mir auf und tief tauchten unsere Blicke ineinander. Erschüttert neigte ich mich zu ihr nieder und küßte ihre heiße Stirn.

„Annelies“, sagte ich leise, „Annelies, ich weiß, daß ich dir nicht helfen kann! O, wenn ich es könnte! Mein Leben wollte ich dafür geben! Ja, du hast recht, helfen kann dir niemand. Einmal nur hat es einen Tag gegeben, und ich habe diesen Tag nicht ausgefüllt. Nun kommt er niemals wieder und schon mußt du die Folgen dieses Tages tragen. Du sagst, du könntest nicht mehr? Ich glaube es dir! Etwas Namenloses hat sich in dein Leben gelegt, ein Verhängnis, gegen das du wehrlos bist, eine Angst, die dich verfolgt, eine Last, die dich zur Erde beugt. So Schweres mußt du nun schon tragen, die große Not schon kennen lernen. Aber eines kennst du noch nicht und sollst es auch nie kennen lernen, Annelies, das ist die Schuld!“

Verständnislos schaute sie zu mir auf.

Ich nickte ihr zu: „Ich habe gewußt, daß du einmal kommen wirst und ich weiß auch, was du mir sagen willst. Ja — ich weiß es!“

„Fräulein Helen, o nicht so — nicht so!“ Annelies schluchzte schmerzlich auf.

„Doch, doch!“ Ich drückte sie wieder auf den Schemel nieder. „Oder dann sage mir, daß ich nicht recht habe! Sage mir, daß du glücklich bist!“

Mit wehem Ausdruck schaute sie von mir weg, dann rief sie bebend aus: „Wenn ich es doch nur könnte — o, wenn ich es könnte!“

„Aber du kannst nicht!“

Verzweifelt schüttelte sie mit dem Kopf und dann klagte sie auf: „Wäre ich doch nicht gekommen, es tut ihnen ja so weh und das — das wollte ich nicht. Aber ich habe sonst niemand, der mich lieb hat, niemand dem ich's sagen kann, und nur sie verstehen mich, nur sie allein und — ich habe sie ja auch so lieb, so lieb!“ Leise weinend legte sie ihren Kopf auf meinen Schoß. Aber dann schaute sie wieder zu mir auf. „Ich will mir ja Mühe geben, ich will versuchen, stark zu werden. Vielleicht geht es doch wieder! Wir sind ja beide so unglücklich, der Werner und ich!“ Sie schloß die Augen und stockend, nach Worte suchend, fuhr sie fort: „Ich kann es auch nicht verstehen. Es ist so etwas Seltsames. Ich — ich kann ihm das nicht sein, was er fordert. Sein Ungestüm erschreckt mich. Ich möchte fliehen, statt ihn zu lieben und mich ihm völlig hinzugeben und wenn er mich küßt, schweigen meine Sinne. O, Fräulein Helen — ich kann das alles nicht verstehen — ich weiß nicht, was das ist!“

„Das ist unser Blut, Annelies!“ Das ist das Verhängnis unseres Lebens!“

„Und davon gibt es keine Rettung?“

„Keine!“

Die Uhr tickte dumpf in die schwere Stille hinein.

„Ich weiß es! Aber wir sind noch so jung, der Werner und ich, und wir haben noch ein ganzes, langes Leben vor uns und das soll nun immer so bleiben, immer, immer?“

„Immer Annelies! — Und daß es so ist, das habe ich getan! Laß mich reden, laß es mich dir endlich bekennen! Ich muß es sagen, wie ich gefrevelt habe!“

Erschrocken schaute sie mich an.